

Silke  
Schütze

dot:  
books

Die  
Erdbeerkönigin

ROMAN



### *Über dieses Buch:*

Eigentlich ist Eva glücklich mit ihrer kleinen Familie und ihrem ruhigen Leben in der Provinz – und doch denkt sie manchmal wehmütig an eine Begegnung vor über 20 Jahren zurück. Damals, als sie zur Erdbeerkönigin gewählt wurde und bei einer Veranstaltung in Hamburg Daniel kennenlernte. Daniel, mit dem sie eine magische Nacht verbrachte, nach der alles möglich schien: ein Sprung ins kalte Wasser, ein ganz anderes Leben ... Obwohl sie sich nie wiedergesehen haben, bewahrt Eva diese Erinnerung wie einen Schatz – bis sie erfährt, dass Daniel gestorben ist. Aber warum hat er ausgerechnet sie zu seiner Grabrednerin bestimmt? Für Eva beginnt eine Spurensuche voller unerwarteter Entdeckungen ...

»Ein locker-leichtes Buch, das dennoch nachdenklich macht und in dem ein Hauch Wehmut mitschwingt.«  
buechertreff.de

### *Über die Autorin:*

Silke Schütze lebt in Hamburg. Sie hat zahlreiche Romane und Kurzgeschichten veröffentlicht. 2008 wurde sie vom RBB und dem Literaturhaus Berlin mit dem renommierten Walter-Serner-Preis ausgezeichnet.

Silke Schütze veröffentlichte bei dotbooks bereits die Romane »Links und rechts vom Glück«, »Lass uns nach den Sternen greifen« und »Schwimmende Väter«,

die Romanbiographie »Die Sängerin von Berlin« (auch bekannt unter dem Titel »Henny Walden – Memoiren einer vergessenen Soubrette«)

sowie - für alle Leser mit feinem Humor - die Familie-Hasemann-Abenteuer »Frau Hasemann feiert ein Fest«, »Herr Hasemann auf Wolke 7«, »Die Hasemanns auf großer Fahrt« und »Frau Hasemann findet das Glück«, die es auch in gesammelter Form gibt: »Eine Familie zum Verlieben«

\*\*\*

eBook-Neuausgabe Juni 2022

Copyright © der Originalausgabe 2012 Knauer Taschenbuch. Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Copyright © der Neuausgabe 2022 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.  
Titelbildgestaltung: Wildes Blut - Atelier für Gestaltung  
Stephanie Weischer unter Verwendung mehrerer Bildmotive von shutterstock.com  
eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (ts)

ISBN 978-3-98690-083-0

\*\*\*

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook - anders als ein gedrucktes Buch - nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die

unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: [info@dotbooks.de](mailto:info@dotbooks.de). Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

\*\*\*

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: [www.dotbooks.de/newsletter](http://www.dotbooks.de/newsletter) (Unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

\*\*\*

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Erdbeerkönigin« an: [lesetipp@dotbooks.de](mailto:lesetipp@dotbooks.de) (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

\*\*\*

Besuchen Sie uns im Internet:

www.dotbooks.de

[www.facebook.com/dotbooks](http://www.facebook.com/dotbooks)

[www.instagram.com/dotbooks](http://www.instagram.com/dotbooks)

[blog.dotbooks.de/](http://blog.dotbooks.de/)

***Silke Schütze***  
**Die Erdbeerkönigin**

Roman

dotbooks.

*Für Barbara.  
Und für Helmut*

»Die Summe unseres Lebens sind die Stunden, in denen wir liebten.«

*Wilhelm Busch*

»Glaube mir, ich kenne die Frauen. Ihr könnt das Einerlei nicht ertragen, auch nicht das Einerlei des Glücks. Und am verhasstesten ist euch das eigentliche, das höchste Glück, das Ruhe bedeutet.«

*Theodor Fontane, L'Adultera*

»Wenn Du vor mir stehst und mich ansiehst, was weißt Du von den Schmerzen, die in mir sind, und was weiß ich von den Deinen. Und wenn ich mich vor Dir niederwerfen würde und weinen und erzählen, was wüsstest Du von mir mehr als von der Hölle, wenn Dir jemand erzählt, sie ist heiß und fürchterlich. Schon darum sollten wir Menschen voreinander so ehrfürchtig, so nachdenklich, so liebend stehen wie vor dem Eingang zur Hölle. «

*Franz Kafka*

*in einem Brief an Oskar Pollak, 8. November 1903*

# Prolog

Ich bin an einem Mittwoch aus meinem Leben verschwunden. Einige Tage nachdem ich in unserem gepflegten Vorgarten ein kreisrundes Erdbeerbeet angelegt habe. Ich, Eva Brandt, gelernte Krankenschwester, verheiratet, 42, Mutter. Ich hatte aus dem Baumarkt eine Palette mit Erdbeerpflanzen mitgebracht, den Spaten aus dem Schuppen geholt und ein rundes Beet ausgehoben. Direkt in der Mitte der Rasenfläche vor dem Haus. Das bepflanzte ich dann mit den Erdbeeren. Mein Mann Nick war entsetzt. Die Nachbarn haben die Köpfe geschüttelt. Mein Sohn Benny hat es noch nicht einmal bemerkt.

Mir fallen nur zwei Menschen ein, die wenigstens versucht hätten, mich zu verstehen: meine Mutter und meine Freundin Alissa. Aber Mama ist seit drei Monaten tot. Und Alissa und ich haben uns aus unerklärlichen Gründen aus den Augen verloren. Es gab keinen Krach, kein Zerwürfnis, keinen schwelenden Konflikt. Anfangs haben wir uns nur immer seltener gesehen, und seit ein paar Monaten ist der Kontakt völlig abgerissen. Noch immer denke ich an Alissa als an meine beste Freundin. Nichts in meinem Leben kann sie ersetzen. Und trotzdem gelingt es mir nicht, mich aufzuraffen und sie anzurufen.

In letzter Zeit entwischt mir das Leben immer wieder, so wie einem Sand durch die Finger rinnt.

Wenn ich an die vielen Abende denke, die Alissa und ich gemeinsam auf dem Sofa in unserem Wohnzimmer oder am Tisch ihrer Küche verbracht haben! Alissa ist Fan des Partyspiels »Gesprächsstoff«. Das ist eine kleine Box mit vielen Karten, die jeweils mit einer Frage bedruckt sind.

Keine Wissensfragen, sondern tiefsinnige »Hand-aufs-Herz-Fragen«, die einen dazu bringen, über das eigene Leben neu nachzudenken. Wir haben es nächtelang gespielt. Bei Sekt oder Bier, Tee oder Kaffee. Vor dem Kamin und auf der Hollywoodschaukel. Manchmal mit ein paar Freundinnen, aber meistens nur zu zweit.

Eine von Alissas Lieblingsfragen lautete: »Welchen Titel würdest du einem Buch über dein Leben geben?« Damals haben wir uns viele lustige Titel ausgedacht: »Sammelbildchen-Alarm: Zwei Mütter laufen Amok!«, »Vierjährige - schlaflose Wesen aus einer windelfreien Welt« oder »Die Stuhlkreis-Mafia«.

Heute fallen mir völlig andere Titel ein, die ich jedoch nie laut sage. Beispielsweise »Einsam an der Waschmaschine« oder »Wer ist der Fremde neben mir im Ehebett?«. Eine gute Alternative wäre auch: »Mein Sohn behandelt mich wie Luft«.

Auf einer Party würden diese Titel sicher für Gelächter sorgen. Dabei sind sie in Wahrheit todtraurig. Genauso traurig, wie ich manchmal bin. Wo ist mein Schwung geblieben, meine gute Laune? Meine Unbekümmertheit? Meine Zufriedenheit? Mama würde mich jetzt ernst ansehen, den Kopf schütteln und dann sagen: »Eva, wo liegt das Problem? Du bist seit fünfzehn Jahren glücklich verheiratet, das Haus ist abbezahlt und Benny aus dem Gröbsten raus!«

Ja, das Haus ist abbezahlt, da hätte Mama recht. Aber was den Rest betrifft ... Zurzeit fühle ich mich nur verheiratet, und das keinesfalls glücklich. Denn ich weiß nicht mehr, was Nick fühlt. Oder denkt. Dieses Unverständnis ist mittlerweile wohl das Einzige, das uns verbindet. »Ich verstehe dich nicht«, hatte er mich angefahren, als er am Abend vor dem Erdbeerbeet stand. »Warum hast du das gemacht?« Und damit war er wütend davongestapft. Früher hätte Nick mir die Zeit gegeben zu erklären, was in mir vorging. Früher hätte ich versucht,

ihm das Gefühl zu beschreiben, das mich erfüllte, als ich den Spaten in das Erdreich trieb. Dieses aufgeregte Herzklopfen, das Bewusstsein, etwas zu tun, was in unserem niedersächsischen Dorf fast als verbotene Handlung angesehen würde. Denn hier haben alle dieselben ordentlichen Vorgärten, und der Gipfel der Exzentrizität ist ein Gartenzwergerl im St.-Pauli-Trikot, den das Lehrer-Ehepaar am Wendehammer in sein Blumenbeet gestellt hat. Früher hätten Nick und ich sogar gemeinsam über das Kopfschütteln der Nachbarn gelacht. Früher waren wir ineinander verliebt, und es gab keine Missverständnisse und Ungewissheiten zwischen uns. Alles war klar und sicher und eindeutig. Er. Ich. Wir.

Und ich wäre niemals auf die Idee gekommen, alles stehen und liegen zu lassen, um unserem Haus und dem Dorf den Rücken zu kehren. Und so aus meinem eigenen Leben zu verschwinden.

Meine persönliche Lieblingsfrage bei »Gesprächsstoff« lautet: »Wenn man einen Film über dein Leben drehen würde, welche Momente sollte dieser auf jeden Fall enthalten?«

Die kenne ich genau. Der Moment, als Nick mich zum ersten Mal küsste. Der Moment, als man mir Benny als quäkendes Bündelchen auf den Bauch legte.

Aber dann gibt es noch einen Moment, von dem ich niemals jemandem erzählt habe, weder meinem Mann noch meiner besten Freundin. Das war der Moment, als Daniel mich an jenem Sommertag bei der Hand nahm und sagte: »Lass uns abhauen.«

# Kapitel 1

»Beschreibe den schlimmsten Tag, den Du je erlebt hast.«  
(*Gesprächsstoff: Original*)

## Mittwoch, Tag 1

Morgens um Viertel nach sieben. Während ich das Kaffeepulver in den Filter der Kaffeemaschine löf fle, fühle ich mich wie in einer Zeitschleife. Genau dasselbe habe ich gestern um diese Uhrzeit auch getan. Und ich werde es morgen wieder tun. Und übermorgen und überübermorgen. Aufstehen, duschen, Kaffeepulver in den Filter der Kaffeemaschine löffeln. Mein Leben ist eine endlose Reihe von Kaffeelöffeln. Wenn ich dereinst vor dem himmlischen Vater stehe, werde ich auf die Frage »Was hast du in deinem Leben gemacht?« zumindest eines mit Überzeugung sagen können: »Ich habe täglich Kaffeepulver in den Filter der Kaffeemaschine gelöffelt.«

Der Rasen im Garten ist von glitzernden Tauperlen überzogen, als habe die Morgensonne Pailletten von ihrem Strahlenkleid verloren. Ein Junimorgen, der einen warmen Sommertag verspricht. Jetzt müsste man sich ins Auto setzen und losfahren. Der Sonne entgegen, der Nase nach. Anhalten, wo es schön ist. Bleiben, wo man sich wohl fühlt. Beim Gedanken daran schlägt mein Herz unwillkürlich schneller. Dabei liebe ich unser Haus in Bienenholz, einem Dorf mitten in der niedersächsischen Provinz. Es ist ruhig hier, die Luft ist sauber, und die Menschen kennen

einander. Hier wird nicht geklaut, und am Samstag werden die Bürgersteige gefegt und der Rasen gemäht.

Während ich am Fenster stehe, unterbricht nur ab und an ein vorbeifahrendes Auto die morgendliche Stille. Es sind meistens Nachbarn, die zur Arbeit fahren oder ihre Kinder zur Schule bringen. Eine Amsel verlässt ihren Aussichtsplatz auf dem Gartenzaun und fliegt in mein Erdbeerbeet, wo sie einen Regenwurm unter einer Pflanze hervorzieht. Kurz überlege ich hinauszugehen, aus den Schuhen zu schlüpfen und mit nackten Füßen über den Rasen zu laufen. Vielleicht könnte ich auch schon eine der Erdbeeren pflücken? Aber ein Blick auf die Uhr beendet diese Anwandlung. Wenn ich Benny jetzt nicht wecke, kommt er wieder zu spät zur Berufsschule. Also schalte ich die Kaffeemaschine ein und steige die Treppe ins Obergeschoss hinauf.

Benny ist siebzehn Jahre alt. Bei ihm fällt Wecken vor 14 Uhr unter Verletzung der Menschenrechte. »Lass mich in Ruhe!«, brüllt er, wenn ich ihn wachrüttle. Die Forschung hat mittlerweile herausgefunden, dass es im Körper von Teenagern ein Hormon gibt, das diese abends nicht einschlafen lässt - also können sie morgens nicht zeitig aufstehen.

Nick hatte aber trotz dieser wissenschaftlichen Erkenntnis nach der x-ten Wiederholung des morgendlichen Dramas »Benny schafft es nicht, aufzustehen« kein Verständnis mehr für die Schlafbedürfnisse unseres Sohnes. Er, der sonst eher Nachdenkliche und Ruhige, ist vor wenigen Wochen geradezu explodiert. »Du kannst ja mal bei Amnesty International anrufen, vielleicht helfen die dir!«, hat er unserem Sohn empfohlen und ihm dann einen nassen Waschlappen übers Gesicht gezogen. Danach habe ich Nick versprechen müssen, dass von nun an ausschließlich ich mich um Bennys Aufstehen kümmere. Weil er, Nick, sich zu

sehr aufregt. Als ob mich es kaltlassen würde, wenn sich Benny so benimmt.

Im Gegenteil: Es tut sehr weh. Ich vermisse das Kind, das Benny war.

Es ist also nicht weiter verwunderlich, dass ich mit gemischten Gefühlen vor Bennys Tür stehe. Auf das Holz geklebte Totenkopf-Embleme und Verbotsschilder machen deutlich, dass Besucher jenseits der zwanzig unerwünscht sind.

»Benny?« Ich klopfe an die Tür.

Nichts.

»Benny, aufstehen!«

Nichts.

Ich klopfe noch einmal und öffne die Tür: »Benedikt!«

Sein Bett ist leer. Unberührt würde ich nicht sagen, denn Benny macht nie sein Bett – aus Protest gegen die Vorstellungen seiner rückständigen Mutter.

Ich bekomme einen großen Schreck. Dass Benny spät nach Hause kommt, ist ein klassisches Streitthema zwischen uns. Aber wenn er woanders übernachtet, ruft er immer an.

Ich stürze ins Schlafzimmer und rüttle Nick. »Benny ist nicht nach Hause gekommen!«

Nick gähnt. Er setzt sich auf und guckt mich verständnislos an. Mit seinen blauen Augen und den hellbraunen gewellten Haaren, die zerwühlt vom Kopf abstehen, sieht er seinem Sohn sehr ähnlich.

»Hat er dir gesagt, wo er hinwollte?«, frage ich.

Nick kratzt sich verschlafen am Kopf. Endlich sagt er: »Wollte er nicht mit den Jungs los?« Er streckt seine Hand nach mir aus. »Reg dich doch nicht auf, Eva. Dem passiert schon nichts.«

»Ich reg mich aber auf! Vielleicht liegt er irgendwo im Straßengraben und verblutet.«

Nick seufzt. »Geht's auch weniger melodramatisch?«

Ich starre ihn an. Wieso sind ihm meine Gefühle gleichgültig? Meine Ängste sind nicht melodramatisch, sondern sehr real. Ängste kann man nicht abschalten, die überfallen einen wie Schüttelfrost. Aber Nick bleibt es ja bis heute auch ein Rätsel, warum ich immer eine Strickjacke und ein Halstuch dabei habe. Oder dass ich nie ohne Strümpfe in der Handtasche aus dem Haus gehe. Ich friere leicht. Und ich mache mir schnell Sorgen.

Nick jedoch hat sich entschlossen, die Gedanken über seinen Sohn zu vertagen. »Ich geh unter die Dusche«, bescheidet er mir. »Wir können beim Frühstück über Benny reden.« Er schlüpft aus seiner Pyjamahose. Sehr weit hinten in meinem Kopf, wie hinter einem Paravent verborgen, durchschießt mich der Gedanke, wann ich zuletzt seinen Hintern nackt berührt habe. Es scheint Jahre zurückzuliegen. Ich bin ärgerlich über Nicks Unbefangenheit. Wieso zieht er sich vor mir aus, während ich Todesangst um unser Kind ausstehe? Früher hätte mir seine Nacktheit schlicht gefallen. Heute erinnert sie mich an etwas, das wir verloren haben, und macht mir schlechte Laune. Nick weiß nichts von meinen Gefühlen und spult ungerührt seine Morgenroutine ab, wie ich am aufdringlichen Surren des elektrischen Rasierers erkenne. Also bleibt mir nichts anderes übrig, als wieder zu meiner Freundin, der Kaffeemaschine, hinunterzusteigen und aus dem Fenster zu äugen. Als Nick frisch geduscht und mit noch feuchten Haaren die Küche betritt, hänge ich immer noch auf meinem Beobachterposten.

»Na, schon ein Lebenszeichen von unserem Kleinen?« Er inspiziert mit kritischem Blick das Innenleben unseres Kühlschranks.

»Nein! Keine Nachricht auf dem Anrufbeantworter, und auf meinem Handy hat er sich auch nicht gemeldet.«

Als Nick meine verzweifelte Miene sieht, unterbricht er seine Inspektion, greift erst nach einem Joghurt und nimmt mich dann kurz in den Arm. Dabei klopft er mit der freien

Hand beruhigend auf meinen Rücken. Es ist zwar nicht sehr nett von mir, aber mir gefällt das nicht und ich mache mich los. Erstens, weil Nick meine Bedenken offenbar immer noch übertrieben findet, und zweitens, weil ich mich durch sein Getätschel behandelt fühle wie ein alter Ackergaul. Nick stellt den Joghurt mit einem resignierten Lächeln auf den Tisch und nimmt einen Kaffeebecher vom Regal. »Hast du einen Schluck Kaffee für mich?«

Ich sehe mich nach der Kaffeemaschine um – und habe das befremdliche Gefühl, dass sie zurückschaut. Jedenfalls hat sie keinen Kaffee gekocht. »Komisch«, wundere ich mich. »Ich weiß genau, dass ich sie eingeschaltet hatte.« Ich greife nach der Kanne, ziehe sie von der Platte und untersuche die Maschine.

Nick runzelt die Stirn. Dann erhellt sich sein Gesicht. »Kein Wunder!« Er hält den Stecker hoch. »Den musst du schon vorher in die Steckdose stecken, mein Schatz.«

Sein gönnerhafter Ton ärgert mich. Ich reiße ihm den Stecker aus der Hand. »Benny hat gestern hier seinen iPod aufgeladen.« Ärgerlich stopfe ich den Stecker in die Steckdose.

Nick grinst ironisch. »Je weniger der Junge zu Hause ist, umso besser. Dann bringt er dir wenigstens nicht die Küche durcheinander.« Er setzt sich an den Tisch und greift nach seinem Joghurt. »Und ich würde morgens in Ruhe Kaffee trinken können.«

In diesem Moment geht die Tür und wenig später stolpert Benny in die Küche. Mit rutschenden Jeans, aus deren Hosenbund der Rand seiner Boxershorts hervorlugt, einem übergroßen, beuteligen Sweatshirt und der obligatorischen Baseball-Cap auf dem Kopf. Er stinkt nach Alkohol und Zigaretten und ist offensichtlich betrunken. Er schaut erst seinen Vater und dann mich an. »Na? Alles klar?«

Nick widmet seine ungeteilte Aufmerksamkeit dem Joghurt und schweigt.

Ich dagegen platze. Weil ich erleichtert, wütend und traurig zugleich bin. Weil Benny wieder nicht zur Berufsschule gehen wird. Weil ich niemals gedacht hätte, dass unser Sohn morgens betrunken nach Hause kommt. »Alles klar? Du hast Nerven! Wo warst du? Wieso rufst du nicht an? Hast du mal an die Schule gedacht? Hatten wir nicht bestimmte Regeln eingeführt? Also, wie lautet deine Entschuldigung?« Ich muss kurz Luft holen. »Hörst du mir zu? Was hast du dir dabei gedacht?« Ich hole noch einmal Luft. »Antworte gefälligst!«

Benny sieht mich einen Moment lang unter schweren Lidern an. Dann sagt er: »Ich geh ins Bett.« Er dreht sich um, und wir hören seine Schritte auf der Treppe. Oben fällt seine Zimmertür ins Schloss.

Am liebsten würde ich hinter ihm herlaufen, aber Nicks amüsiertes Blick hält mich davon ab. »Was findest du so komisch?«, frage ich.

»Dich.«

Das macht mich sprachlos.

Nick lächelt mir besänftigend zu. »Eva, was ist denn schon passiert?«

»Was schon passiert ist? Unser Sohn hat sich nicht nur volllaufen lassen, sondern schwänzt jetzt schon wieder die Berufsschule!«

Nick zuckt wieder mit den Achseln. »Davon geht die Welt nicht unter.« Er zeigt aus dem Fenster. »Seine Mutter demoliert dagegen gerne einmal den Vorgarten.« Er verzieht wie unter Schmerzen das Gesicht. »Wenn du dich wenigstens hinten beim Gemüsebeet ausgetobt hättest. Aber nein, mitten in den Vorgarten musstest du diese Erdbeeren setzen. Wie das aussieht!« Kopfschüttelnd widmet er sich seinem Joghurt.

In den vergangenen Sekunden habe ich ein leises Plätschern in meinem Rücken zur Kenntnis genommen, nicht einordnen können und erfolgreich verdrängt. Jetzt fällt mir ein dunkles Rinnsal zwischen meinen Füßen auf.

Mit einem Aufschrei drehe ich mich um und sehe, dass ich vergessen habe, die Kanne zurück auf die Platte unter den Filter zu stellen. Ungehindert pladdert der Kaffee nach unten, überschwemmt den Tresen und rinnt den Küchenschrank hinunter.

Während ich schnell die Glaskanne unter den Filter stelle und nach einem Aufwischklappen fahnde, verlässt Nick die Küche mit den Worten: »Ich trinke im Büro Kaffee. Bis heute Abend.« Er wirft mir eine Kusshand zu.

»Warte doch mal... Nick?«

Aber er ist schon aus dem Haus. Ich sehe ihn über den Rasen gehen und auf dem Weg zum Carport den Rasensprenger einschalten. Dann springt der Wagen an.

Ich sinke auf einen Küchenstuhl. Auf dem Tisch steht Nicks leerer Joghurtbecher. »Den hätte er selbst wegwerfen können. Aber dafür bin ich dann wieder gut genug«, meckere ich vor mich hin, drücke den Becher ärgerlich zusammen und lasse ihn auf Nicks Teller fallen. Üblicherweise führe ich keine Selbstgespräche, und so kommt mir meine Stimme fremd und unnatürlich vor. Ich horche mir selbst nach und erkenne erschreckt: Ich klinge wie meine eigene Mutter, als ich ein Teenager war. Genauso frustriert und enttäuscht. Ich blicke auf die Uhr. Es ist noch nicht einmal neun und für mich ist der Tag erledigt. Wie lange ich am Küchentisch gesessen und stumpf vor mich hin gestarrt habe, weiß ich später nicht. Wann hat es angefangen, dass mein Leben so mühsam wurde? Während ich überlege, ob ich erst frühstücken oder erst sauber machen soll, geht die Türklingel. Es ist unser Postbote, der an diesem Morgen seine Tour besonders früh hinter sich bringt. Was sicher damit zu tun hat, dass er gleichzeitig Kassenwart der Freiwilligen Feuerwehr ist und heute Mittag der Vorstand tagt, wie es im Kreisblatt stand. Auf dem Weg zu Tür blicke ich kurz in den Spiegel, der neben der Garderobe hängt, und erschrecke über mein

grimmiges Gesicht. Schnell bemühe ich mich um eine freundliche Miene.

»Herr Leffler!« Ich lächle den Briefzusteller an, als ob er mir einen Lottogewinn mitgeteilt hätte. Er lächelt jetzt ebenfalls und fragt: »Soll ich Post für Sie mitnehmen?«

Ich schüttele den Kopf.

»Dann habe ich hier zwei Briefe für Sie, Frau Brandt«, sagt Leffler. »Einer davon ist ein Einschreiben aus Hamburg.«

»Ein Einschreiben?«

Ich studiere den Absender. Der Name einer Anwaltskanzlei – Münchmeyer, Rottmann & Steinhausen – sagt mir nichts. Doch seit Mamas Tod bekomme ich hin und wieder Post von mir unbekanntenen Personen und Firmen. Das sind beispielsweise Aufforderungen, ich solle irgendwelche Abonnements von Mama weiterführen, und einmal musste ich den Vertrag für eine Garage kündigen, die Mama angeblich im Nachbarort gemietet hatte – was mir bis heute ein Rätsel ist.

Herr Leffler mustert mich aufmerksam. »Alles in Ordnung, Frau Brandt?« Er reicht mir den Stift zur Unterschrift. »Wie geht es Benny? Hab den Jungen lange nicht gesehen.«

Er verlagert sein Gewicht auf das rechte Bein und lehnt sich behaglich an die Hauswand. Offenbar stellt er sich auf einen längeren Plausch ein. Schnell greife ich nach den Briefen und verabschiede Leffler mit einer Notlüge. »Vielen Dank, aber ich hab was auf dem Herd!«

In der Küche sehe ich mir die Briefe an. Ein Schreiben für Mama, per Nachsendeantrag zu uns umgeleitet. Es ist von der Kreisverkehrswacht. Ungläubig lese ich: »Sehr geehrte Frau Bendixen, wir freuen uns, Ihnen diese Urkunde überreichen zu können. Weiterhin noch viel Freude am Fahren!« Das angefügte Schmuckblatt mit Mamas Namen

bescheinigt meiner Mutter »50 Jahre unfallfreies Fahren«. Mir stockt der Atem, und ich schnappe nach Luft, als hätte mir jemand in den Bauch geboxt. Ich hatte geglaubt, mit dem Schmerz schon viel besser umgehen zu können. Doch Kummer hält sich nicht an Regeln, das merke ich einmal mehr an diesem Morgen. Auch diesmal packt er mich unvermittelt und mit einer Heftigkeit, als wäre das Schreckliche erst gestern und nicht vor drei Monaten geschehen. Damals hat Mama ihren heißgeliebten Mercedes gegen einen Autobahnbrückenpfeiler gelenkt. Behaupte ich. Nick glaubt wie der Rest der Welt an einen Unfall. Aber Mama war eine routinierte und ausgezeichnete Fahrerin. Ich sehe auf das Blatt Papier vor mir. Diese Urkunde wäre verdient gewesen. Ich glaube, etwas Bitteres im Mund zu haben, und schlucke schnell. Vielleicht schmecken so ungeweinte Tränen? Ich konnte nicht weinen über Mamas Tod. Genau genommen habe ich seitdem überhaupt nicht mehr geweint. Nicht, als ich den Anruf aus dem Krankenhaus bekam, nicht beim Bestatter und bei dem Gespräch mit der jungen Pastorin, die zu Mamas Beerdigung sprach. Ans Grab bin ich damals nach der Trauerfeier auch nicht mitgegangen. Ich bin seitdem nie wieder auf dem Friedhof gewesen.

Als ich mich etwas beruhigt habe, öffne ich den Brief aus Hamburg. »Sehr geehrte Frau Brandt«, lautet der Text. »Mein verstorbener Mandant, der Galerist Daniel Eisenthuer, bittet in seinem Testament darum, dass Sie bei seiner Urnenbeisetzung die Grabrede halten. Bitte lassen Sie mich doch wissen, ob Ihnen dies möglich sein wird. Mit freundlichen Grüßen. Hubertus Münchmeyer«. Die Worte verschwimmen vor meinen Augen, und ich wische mir mit der Hand über die Stirn. Was soll das? Ich lasse das Blatt sinken. Dann trifft es mich unvermittelt, eiskalt. Daniel. Daniel Eisenthuer. Mein Herz schlägt schneller.

Ich streiche fahrig den Briefbogen glatt und beginne noch einmal von vorn.

Testament. Urnenbeisetzung. Grabrede. Aber das heißt doch ... Ich muss tief Atem holen, lese das Schreiben zum dritten Mal. Und dann finde ich auch das kleine Wort, das ich beim Überfliegen übersehen habe. Da steht es, vor »Mandant«: »Mein verstorbener Mandant, der Galerist Daniel Eisenthuer ...« Ich lasse den Bogen wieder sinken. Jetzt erst sickert die Bedeutung der Worte wirklich in mein Bewusstsein. Daniel ist tot.

Es ist so still in der Küche, dass ich glaube, das Pochen meines Herzens zu hören. Meine Gedanken überschlagen sich. Ich sehe Daniel vor mir. Klar und scharf. Als ob es die vergangenen zwanzig Jahre nicht gegeben und wir uns erst gestern gesehen hätten. Das weiche schwarze Haar. Seine dunklen Augen, von einem dichten Wimpernkranz eingerahmt, auf den ich fast neidisch war. Mir ist, als würde er jetzt im Tor zum Garten stehen – barfuß, die verwaschenen Jeans auf den schmalen Hüften, darüber ein halboffenes hellblaues Hemd. Das ist selbstverständlich Unsinn. Denn Daniel sähe heute bestimmt nicht mehr so aus, wie er in meiner Erinnerung vor mir steht. Wieder blicke ich auf den Brief, und mit einem Mal überkommt mich ein Gefühl tiefsten Bedauerns. Ich werde nie mehr erfahren, wie Daniel erwachsen geworden ist, wie er ausgesehen hat, mit dreißig oder mit vierzig Jahren. Daniel ist tot.

Vorgarten und Straße liegen still da. Die Amsel ist fortgeflogen. Immer noch sehe ich den jungen Daniel in meinen Gedanken vor mir. Und dann taucht neben ihm ein junges Mädchen auf, fast schon eine junge Frau. Sie hat lange blonde Haare und runde Hüften und trägt eine schlichte Bluse zu einer dunklen Hose. Sie blickt hoch, als ob ihr jemand etwas zuruft, und lächelt. Sie beugt sich nach vorn, streift Schuhe und Socken ab und lacht, während sie die Zehen auf dem Rasen bewegt. Das Bild wird unscharf. Daniel und das Mädchen verschwimmen

hinter dem regenbogenfarbenen Fächer der Wassertropfen aus dem Rasensprenger.

*Womm. Womm. Womm.* Ein ohrenbetäubendes Geräusch zerreißt die Stille und lässt mich zusammenfahren. Offenbar um sanfter einzuschlafen, beschallt Benny seine nähere Umgebung mit jener Art Musik, die er als »Auf-die-Fresse Techno« bezeichnet. Für mich hört es sich nach einem außer Kontrolle geratenen Presslufthammer an.

Ich betrachte den zusammengeknllten Joghurtbecher, die Kaffeeflecken auf dem Tresen und die dunklen Spuren auf der Vorderseite des Kchenschrankes, die braunen Lachen auf dem Fußboden. Ich lausche dem Krach von oben. Auf einmal sehe ich mich selbst wie aus der Vogelperspektive. Eine Frau, nicht mehr jung, aber noch nicht alt. Eine Frau, die in ihrem Leben steckengeblieben ist zwischen Gewohnheiten und Ritualen wie in einem Auto, das in einer Parklücke von anderen zugeparkt wurde. Aber dann verschwindet wie durch Zauberhand eines der anderen Autos, die Frau legt den ersten Gang ein und fhrt davon. Genauso unvermittelt stehe ich jetzt auf, nehme die Post und steige die Treppe ins Obergeschoss hinauf. Vor Bennys Tür verharre ich einige Sekunden, aber ich klopfe nicht. In wenigen Minuten habe ich meine Reisetasche gepackt und stopfe die Briefe als Letztes hinein. Die Betten im Schlafzimmer bleiben ungemacht. Dann stehe ich in der Küche und blicke noch einmal auf das Chaos, das ich zurücklasse. Sorgfältig hänge ich meinen Autoschlüssel an das Schlsselbrett, lege die Fahrzeugpapiere in die Kchenschublade. Schließlich schalte ich die Kaffeemaschine aus, ziehe die Haustür leise ins Schloss und gehe über den Gartenweg auf die Straße.

Im letzten Moment erreiche ich den Bus nach Soltau. Von dort nehme ich einen Zug nach Hamburg. Die Sommerlandschaft fliegt an mir vorbei, ohne dass ich etwas sehe. Immer wieder kommt mir das Bild von Daniel und dem Mädchen unter dem Regenbogen in den Sinn.

\*\*\*

## **Damals**

Es war heiß. Viel zu heiß für Juni und zu heiß für das gemütliche Mittagessen, das sich Tante Hedwig zu ihrem neunzigsten Geburtstag im Kreis von Familie und Freunden gewünscht hatte. Man konnte die Luft schneiden im Gastraum des Traditionsrestaurants »Övelgönner Fährhaus« am Hamburger Museumshafen, in dem sich die Festtagsgesellschaft zu Scholle Finkenwerder Art und Petersilienkartoffeln versammelt hatte. Eva sah gelangweilt zu ihrer Mutter Hanna hinüber. Hanna, adrett wie immer in weißer, gebügelter Bluse und dunklem Rock, saß neben der Jubilarin.

»Tante Hedwig ist Papas letzte lebende Verwandte«, hatte Hanna beschwörend gesagt, als Eva nicht mit nach Hamburg kommen wollte. Tante Hedwig war seit dreißig Jahren Witwe und lebte nun seit zwei Jahren in einem Seniorenheim, wo sie viele Freunde gefunden hatte. Laut Hanna wurde die Tante von der Familie früher als »die rote Hedwig« bezeichnet. Auch heute noch stand sie aus innerer Überzeugung den Kommunisten nahe, und in den sechziger Jahren hatte sie mit den Studenten sympathisiert. Angeblich hatte sie im Krieg sogar einen Kommunisten versteckt, aber darüber konnte Eva nichts Näheres erfahren. Eva hatte gelernt, dass alles, was mit ihrem Vater zusammenhing, für ihre Mutter von größter Wichtigkeit war - auch sechs Jahre nach seinem jähen Tod durch einen Hirnschlag. Eva schämte sich manchmal, weil sie sich selbst nur noch verschwommen an ihren Vater erinnerte, während er für ihre Mutter so präsent blieb. Bis heute hatte sie sich nicht von dem großen Doppelbett im Schlafzimmer getrennt, und sie fuhr auch weiterhin seinen

alten Mercedes, obwohl Eva ihr mehrfach einen anderen Wagen schmackhaft machen wollte.

»Ein ›Strich-Achter‹ ist nicht nur ein Auto«, predigte Hanna immer wieder. »Ein ›Strich-Achter‹ ist eine Lebenseinstellung.«

Mit dieser »Lebenseinstellung« waren sie heute nach Hamburg gefahren. Eva dachte schaudernd an die Fahrt zurück. Ihre Mutter hatte den Wagen zu Hause in der prallen Sonne stehen lassen – sie schmorten darin wie in einem Ofen. Sie hatten zwar alle Fenster heruntergekurbelt, aber die Ledersitze waren so aufgeheizt, dass man sich fast den Rücken verbrannte.

Eva ließ ihren Blick über die Festgesellschaft schweifen. Lauter Greise. Außer Tante Hedwig kannte sie nur das Ehepaar Pilz. Beide waren sehr alt und hutzelig. Sie hatten damals auch an der Beerdigung von Evas Vater teilgenommen. Der alte Pilz war ein Kriegskamerad von Evas Großvater. Frau Pilz hatte Eva am Grab vorsichtig an sich gedrückt, und Eva hatte das Gefühl gehabt, eine vertrocknete Sonnenblume zu umarmen.

Heute kam sie sich noch größer und ungelenker vor als damals. Wieder legte Frau Pilz ihre dünnen Ärmchen um ihre Schulter, und unter dem leichten Druck knickte Eva verlegen mit dem Oberkörper zusammen.

Frau Pilz sagte leise: »Kind, wie schön, dich noch einmal zu sehen. Du warst so ein besonders tapferes kleines Mädchen.«

Da schämte sich Eva für ihre schlechte Laune. Es war nett von Frau Pilz, sie als tapferes Mädchen zu bezeichnen. Eva fühlte die schwarze Verlorenheit, die sie nach dem Tod ihres Vaters erfüllt hatte, in sich aufsteigen. Wie immer, wenn jemand ihren Vater erwähnte.

Jetzt lächelte Frau Pilz ihr aufmunternd zu. Sie zog die Augenbrauen hoch. Ihr Blick schien zu sagen: »Auch dieser Tag geht einmal vorbei.« Eva sah aber noch etwas anderes in den hellen Augen der alten Dame, etwas Wehmütiges,

aber auch sehr Entschlossenes. So als ob auch sie sich von Herzen wünschte, woanders zu sein und der drückenden Schwüle des Raumes zu entkommen.

Eva hörte, wie sie zu ihrem Mann sagte: »Es sieht nach einem Gewitter aus.«

Eva schaute hinaus. Am Himmel ballten sich graue Wolken, einen Augenblick lang war kein Autolärm zu hören, nur der zitternde Ton eines Akkordeons drang klar und gläsern durchs Fenster. Ein Straßenmusiker spielte vor dem Restaurant. Die Melodie war melancholisch und süß. Herr Pilz sagte: »Liebling, hör mal, ist das nicht ...« Eva sah schnell zu dem alten Paar hinüber. Frau Pilz legte ihre schmale, knochige Hand auf den Arm ihres Mannes. »Ja«, sagte sie. »Ja, das ist er. Unser Schwan aus dem ›Karneval der Tiere‹.« Sie fing Evas Blick auf und beugte sich leicht in ihre Richtung. »Ein wunderschönes Stück.« Ihr Mann nickte Eva nun ebenfalls zu und ergänzte den Namen des Komponisten, der sehr französisch klang und Eva nichts sagte. Was wohl das Stück für diese beiden alten Menschen bedeuten mochte? Es war kaum vorstellbar, dass diese Leute einmal jung und verliebt gewesen waren. Und doch musste es so sein. Wie sich alt werden wohl anfühlte? Nach einem letzten Ton verstummte das Spiel. Eva sah, dass ein Kellner in grüner Weste dem Musiker etwas Geld in die Hand drückte und mit einer eindeutigen Handbewegung aufforderte, das Grundstück zu verlassen. Aber dieser ließ sich nicht verjagen. Der Musiker bezog auf der anderen Straßenseite Stellung und war bald wieder zu hören. »Spielen Sie ein Instrument?«, wollte nun der alte Herr zu Evas Rechten wissen. Sie nickte geistesabwesend und beobachtete weiter den Straßenmusiker. In ihrem Dorf gab es so etwas selten. Die Einzigen, die unter freiem Himmel spielten, waren die Mitglieder des Posaunenchor beim Freiluftgottesdienst.

»Was spielen Sie denn?«, hakte ihr Sitznachbar nach und schob die zerdrückten Kartoffeln auf seinem Teller

zusammen.

»Auch Akkordeon«, sagte Eva. »Bis zu meinem zwölften Lebensjahr habe ich Akkordeon gespielt.« Sie hätte genauso gut sagen können: »Bis zum Tod meines Vaters habe ich Akkordeon gespielt.« Aber sie schwieg. »Ah, Akkordeon!«, wiederholte ihr Sitznachbar, und Eva stellte sich matt auf einen langatmigen Vortrag über Musikinstrumente, die Freude am Musizieren und das Akkordeon im Besonderen ein. Doch in diesem Moment wurde die Tür des Speisesaals aufgerissen. Ein Windstoß fegte durch den Raum. Alle drehten sich um und sahen ein mittelaltes Ehepaar und einen halbwüchsigen Jungen in der Tür stehen. Tante Hedwig rief: »Spät kommt ihr, aber ihr kommt!« Dann stellte sie die Nachzügler vor. »Das sind Helga und Joachim Eisenthuer und ihr Sohn Daniel. Kommt her, meine Lieben!« Herr Eisenthuer war Rechtsanwalt und Steuerberater, so viel verstand Eva, als Tante Hedwig weitersprach. Frau Eisenthuer, eine schick gekleidete Blondine, deren Haare von einem dunklen Samtband zurückgehalten wurden, erinnerte an Gracia Patricia von Monaco. Doch Eva konnte ihre Augen nicht von dem Jungen abwenden. Er war groß, schlank, hatte einen dunklen Lockenkopf und ein klares Gesicht. Er mochte in ihrem Alter sein und lächelte sicher und freundlich in die Runde, was Eva unwillkürlich ärgerte. Sie hätte an seiner Stelle höchst verlegen dort gestanden und wäre mit gesenktem Kopf auf den nächstbesten leeren Stuhl gesunken. Dieser Junge aber steuerte direkt auf die Jubilarin zu.

Tante Hedwig strahlte ihm entgegen und rief: »Je später der Tag, desto schöner die Gäste. Liebe Freunde, nehmt es mir nicht übel, aber ihr seid mir manchmal ein wenig zu verschrumpelt.« Alle lachten. Daniel beugte sich über Tante Hedwigs Hand und führte sie dann an seine Lippen. Obwohl er sich wie ein Angeber benahm, wie ihre Freunde in der Schule bestimmt gesagt hätten, fand Eva ihn nett.

Denn auf rätselhafte Weise sah bei ihm alles natürlich und überhaupt nicht aufgesetzt aus. Sie betrachtete sein weißes Hemd, die Turnschuhe und die dunklen Jeans. Die Jungs im Dorf trugen auch Jeans und Hemden – aber bei diesem Daniel sah es anders aus. Schöner.

Als sich Daniel endlich neben seine Mutter setzte, beobachtete Eva ihn heimlich weiter. Ihm schien weder zu heiß zu sein noch wirkte er gelangweilt. Er unterhielt sich mit seinen Eltern, schäkerte mit Tante Hedwig quer über den Tisch und amüsierte sich offensichtlich. Eva war hin- und hergerissen zwischen Neid und Ablehnung. Entweder war Daniel ein spießiger Schleimer, der zufällig gut aussah. Oder aber er war von einer beneidenswerten Selbstsicherheit und konnte mit seinem freundlichen Lächeln gar nicht echt sein.

Im Grunde hätte sich Eva trotz der Hitze auch gern am guten Essen und dem schönen Ausblick auf die Elbe mit den vorbeiziehenden Schiffen gefreut. Aber sie war neunzehn, und in diesem Alter musste man ein Treffen mit alten Leuten uninteressant finden, oder? Wieso ging dieser Daniel damit so unangestrengt um? Sie musterte ihn unter gesenkten Lidern. Unvermittelt drehte er den Kopf, und ihre Blicke kreuzten sich. Eva merkte, wie sie rot wurde, und sah schnell beiseite.

Während die Gäste aßen, verdunkelte sich draußen der Himmel und die Temperatur in dem stickigen Raum stieg weiter. Eva fühlte, wie ihr der Schweiß den Rücken hinunterlief.

Nachdem die Festgesellschaft den Hauptgang verzehrt hatte, stand Tante Hedwig auf. »Meine Lieben«, hob sie an. »Die Scholle war ausgezeichnet, und bevor Kaffee und Kuchen serviert werden, hat man mich gebeten, auf ein kurzes Unterhaltungsprogramm hinzuweisen.« Sie lächelte einem alten Mann zu, der sogleich geschäftig aufstand und sich an einem Kassettenrecorder zu schaffen machte.

Von den Gästen hörte man Applaus und Zurufe.

Eine Dame mit weißem Lockenkopf krächte: »Wieso nur ein kurzes Programm?« Es folgte das Übliche: mehrere launige Reden, ein Bericht über die letzte Reise des Seniorenschachclubs, dessen Mitglied Tante Hedwig war, und zuletzt ein mehrstrophiges Geburtstagsständchen.

Als die Gäste johlend ein Dacapo des Liedes forderten, wollte Eva aufstehen, um auf die Toilette zu flüchten. Doch unvermittelt spürte sie eine Bewegung an ihrer Schulter. Sie drehte sich um und sah in dunkle, dicht bewimperte Augen. Vor ihr stand Daniel Eisenthuer.

Ein Blitzschlag erhellte den Himmel. Daniel Eisenthuer hielt Eva seine Hand mit einer derart zwingenden Selbstverständlichkeit hin, dass sie ihre wie ferngesteuert hineinlegte. Als wären sie schon lange ein Paar, sagte Daniel schlicht: »Lass uns hier abhauen.« Ohne einen Blick auf ihre Mutter oder Tante Hedwig stand Eva auf.

Draußen begann es heftig zu regnen. Daniel hielt Evas Hand fest, als sie aus dem Gasthaus rannten. Unter dem Dach der Bushaltestelle auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand der Straßenmusiker und spielte einen Walzer. Wie eine Welle grollte der Donner über den Himmel. Spaziergänger suchten Schutz unter Häuservorsprüngen und packten Schirme aus. Daniel und Eva liefen in den Regen und in die Musik hinein. Eva hielt den Atem an. Aber sie drehte sich nicht mehr um.

## Kapitel 2

»Was würdest Du gern besser können?«  
(*Gesprächsstoff: Original*)

### Immer noch Mittwoch, Tag 1

Als die Zugdurchsage die Ankunft in Hamburg verkündet, hole ich das Anwaltschreiben aus der Tasche und rufe Hubertus Münchmeyer an. »Münchmeyer, Rottmann und Steinhausen«, meldet sich eine hanseatisch klingende Stimme, die mich sofort ein bisschen einschüchtert.

»Guten Tag. Also ...«, beginne ich stockend. »Mein Name ist Eva Brandt, und ich ...«

»Frau Brandt, guten Tag! Sie möchten sicher mit Herrn Dr. Münchmeyer sprechen«, sagt die Empfangsfrau wie aus der Pistole geschossen. »Ich stelle Sie sofort durch.«

Erstaunt lausche ich in den Hörer. Offensichtlich hat man in der nobel klingenden Kanzlei auf mich gewartet. Auch der Anwalt wirkt weniger überrascht, als ich mich selbst fühle. »Kommen Sie doch direkt zu mir in die Kanzlei in Altona, dann können wir alles besprechen.«

»Wie finde ich Sie?«, frage ich und komme mir sehr dumm vor, wie ein kleines Kind, das nach dem Weg fragen muss.

»Nehmen Sie sich ein Taxi«, schlägt Münchmeyer vor, als sei es das Selbstverständlichste auf der Welt. Als er mein Zögern bemerkt, erklärt er mir in wenigen Worten, wie ich vom Hauptbahnhof mit der S-Bahn nach Altona

komme. Ich bin froh, dass er sich kurz fasst, denn der Akku meines Handys ist fast leer.

Mit der S-Bahn fahre ich durch die fremde Stadt, vom Hauptbahnhof vorbei am Fluss Alster, über dessen gekräuselte Oberfläche Boote mit bunten Segeln gleiten. Die Sonne strahlt von einem wolkenlosen blauen Himmel, und Hamburg sieht aus wie in einer Tourismusbroschüre: hell leuchtende Häuser, grüne Kupferdächer, verschnörkelte Straßenlampen, spiegelnde Fensterscheiben. Alles strahlt Sauberkeit und Wohlstand aus. Nach der Station Dammtor fährt die S-Bahn an einem großen Park entlang auf den Fernsehturm zu. Dann schiebt sich rechts ein alter Wasserturm ins Blickfeld, und die Bahn erreicht die Station Sternschanze. Ab hier ändert sich das Stadtbild – und das Publikum. Die Gebäude wirken nicht mehr so blank geputzt, manche sind regelrecht abgeschabt und grau. In meinem Abteil sitzen viele Menschen mit dunkler Haut. Eine Gruppe Jugendlicher breitet sich auf mehreren Sitzbänken aus. Die Jungen lachen und raufen sich, die Mädchen kichern. Sie sind alle auffällig geschminkt und tragen tief ausgeschnittene, hautenge T-Shirts, zwei von ihnen auch Kopftücher. Bei uns in Bienenholz gibt es bisher nur ein griechisches Restaurant. Und das wird von Ivo und Ada geführt, einem kroatischen Paar, das sich im Urlaub in der Ägäis verliebt und dann bei uns das »Mykonos« eröffnet hat.

In Altona habe ich zunächst einige Schwierigkeiten, mich zurechtzufinden. »Die Kanzlei ist gleich neben dem großen Einkaufszentrum in der Fußgängerzone«, hat Münchmeyer gesagt. Dort ist so viel los wie bei uns an einem Markttag: Mütter schieben ihre Kinderwagen, Geschäftsleute eilen in dunklen Anzügen in Kaffeebars, alte dunkelhäutige Männer mit seltsamen Mützen sitzen rauchend auf Bänken, tätowierte Punks leeren Bierdosen, Hunde laufen kläffend